

Jürgen G. Nagel  
Reinhard Wendt

# Transfer und Transformation Eine Einführung in die außereuropäische Geschichte

Kurseinheit 3

Fakultät für  
**Kultur- und  
Sozialwissen-  
schaften**

---

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

## **Inhaltsverzeichnis**

<b>VII. Mission und Kulturkontakte</b>	183
1. Einleitung	183
2. Die Quellen – Bericht und Brief des Missionars Ferdinand Kittels aus Indien	184
2.1 Quellentexte	184
2.1.1 <i>Quartalsbericht Ferdinand Kittels vom 18. April 1870</i>	186
2.1.2 <i>Ein Brief von Ferdinand Kittel an den Inspektor der Basler Mission vom 24. März 1886</i>	190
2.2 Historische Hintergründe	194
2.3 Quellenkritik	198
3. Quelleninterpretation	199
4. Mission zwischen Transformation und Inkulturation	203
<b>VIII. Arbeitsmigration und Diasporaerfahrung</b>	209
1. Einleitung	209
2. Die Quelle – <i>America is in the Heart</i> , ein autobiografischer Roman	210
2.1 Quellenkritische Überlegungen zu Autor und Text	210
2.2 Inhaltsangabe	212
2.3 Auszüge aus zentralen Kapiteln der Quelle	218
2.4 Historische Hintergründe	226
3. Quelleninterpretation	230
4. Die Filipinos in den USA und in anderen Teilen der Welt – ein Beispiel für eine globale Diaspora	234
<b>IX. Stadt und Gesellschaft im Bild</b>	240
1. Einleitung	240
2. Die Quellen – drei Bilder aus der Welt der VOC	241
2.1 Bildquellen	241
2.2 Historische Hintergründe	242
2.3 Quellenkritik und Bildbeschreibung	246
3. Quelleninterpretation	251
4. Niederländische Herrschaft, multiethnische Bevölkerung und Mestizen-Elite – zur Genese einer kolonialen Stadtgesellschaft	254
<b>X. Schluss und Ausblick</b>	259
<b>Literaturverzeichnis</b>	261

Diese Seite bleibt aus technischen Gründen frei

## VII. Mission und Kulturkontakte

### 1. Einleitung

Nur wenige Europäer lebten und arbeiteten so unmittelbar und so langfristig wie Missionare dort, wo sich westliche und nichtwestliche Welt berührten. Sie selber dürften sich als Akteure an einer Art zivilisatorischer Erschließungsgrenze<sup>1</sup> im Sinne von Frederick Jackson Turners "frontier"<sup>2</sup> gesehen haben, deren Aufgabe darin bestand, als Pioniere jenseits ihrer eigenen europäisch-christlichen Kultur religiösen Wandel und "Fortschritt" nach dem Muster ihrer Vorstellungen und Normen einzuleiten. Dieses Vorhaben setzte die Fähigkeit voraus, sich verständlich zu machen und mit den Menschen zu kommunizieren, die man für das Christentum gewinnen wollte. Hatten sie dieses Know-how erworben, war es den Missionaren möglich, religiöse und philosophische Konzepte zu ergründen und ein tieferes Verständnis der lokalen Gesellschaften zu entwickeln. Je mehr ihre Dialogfähigkeit wuchs, desto genauer lernten sie die indigenen Gesellschaften kennen und desto besser konnten sie sich auf diese einstellen. Andererseits ermöglichte das neue, tiefer gehende Wissen eine veränderte Wahrnehmung der lokalen Kulturen. Persönliches Interesse und auch wissenschaftliche Neugier wuchsen bei denjenigen Missionaren, bei denen sich die strukturellen Erfordernisse der Evangelisationsarbeit mit individuellen Eigenschaften wie kultureller Offenheit verbanden.

In verschiedenen Zeiten und Regionen und bei katholischen wie bei protestantischen Missionaren lässt sich immer wieder beobachten, dass Lernen und Forschen zu wichtigen Bestandteilen von Evangelisationsstrategien wurden. Die genaue Beobachtung sprachlicher, religiöser oder naturkundlicher Verhältnisse konnte elaboriertere und damit möglicherweise erfolgreichere Missionsmethoden hervorbringen. Mancher Missionar war also zugleich Ethnologe, Botaniker oder Linguist, oder vielleicht besser gesagt: Er wurde dazu. Das dafür nötige Rüstzeug hatte er sich in der Regel autodidaktisch und aus der Perspektive heutiger Forschung oft mehr schlecht als recht angeeignet. Ebenso unerlässlich wie diese selbst erworbenen Qualifikationen war die Kooperation mit einheimischen Informanten und Gelehrten, auf deren Wissen die Missionare bei ihren philologischen oder anthropologischen Studien wesentlich angewiesen waren. Manche hielten die Erfahrungen und Erkenntnisse, die sie auf diese Weise erwarben, schriftlich fest. Ihre Berichte zählen häufig zu den frühesten und nicht selten zu den einzigen Zeugnissen, die linguistische, botanische oder ethnologische Informationen aus den Neuen Welten vermittelten.

Missionsstrategien

---

<sup>1</sup> Zu diesem Begriff siehe Osterhammel (1995). Nach seiner Definition verläuft eine solche Grenze dort, wo die Regeln und Symbole der Lebensführung und des Weltbildes einer Gesellschaft auf die einer anderen stoßen und ihre Gültigkeit verlieren (S. 118).

<sup>2</sup> Turner versteht "Grenze" als einen dynamischen Raum, in dem Zivilisation auf Wildnis stößt und diese bekämpfend zurückdrängt, siehe ebd., S. 113, 114.

Inkulturation

Kontakte zu indigenen Kulturen und das Bemühen, ihre Besonderheiten zu erkennen, gehörte also zum evangelisatorischen Alltag. Aus den Erkenntnissen wurden unterschiedlichste Konsequenzen gezogen, die allerdings nahezu immer einen mehr oder weniger deutlich missionspraktischen Bezug hatten. Mission bedeutet prinzipiell Transformation, denn ihr Ziel war es ja, eine neue Religion zu Lasten einer vorgefundenen zu verbreiten. Bei dieser Transformation konnte man sich auf Kernprinzipien der religiösen Lehre beschränken und diese in die kulturellen Normen und Gepflogenheiten der einzelnen indigenen Gesellschaften einpassen. In diesem Fall spricht man von Inkulturation oder Akkomodation. Diese Strategie ist besonders mit den Missionen der Jesuiten in Japan, China und Indien verbunden. In der Regel jedoch transportierte Mission neben den Botschaften der Bibel eine Vielzahl von westlichen Werten, so dass sie nicht nur geistliche, sondern auch säkulare Transformationen bewirkte, zumal sie häufig Hand in Hand mit weltlichen Kolonialverwaltungen operierte.

Ferdinand Kittel

In diesem Umfeld sind die beiden folgenden Quellentexte zu verorten. Sie stammen von Ferdinand Kittel, einem Protestant aus Ostfriesland, den die Basler Missionsgesellschaft nach Indien entsandt hatte. Über die geringen Erfolge, die ihre Evangelisationsarbeit dort zu verzeichnen hatte, war er tief enttäuscht und machte dafür ungeeignete Missionsstrategien verantwortlich. Aus seiner Sicht fehlte es vor allem an Bereitschaft, auf die indische Kultur einzugehen und sich ihren Bedingungen anzupassen, so weit das im Rahmen von Mission möglich war. Dank großer Sprachbegabung und weitreichenden wissenschaftlichen – besonders philologischen – Interessen lernte Kittel viel über indische Traditionen und suchte nach Mitteln und Wegen, eine Inkulturation des Christentums voranzubringen. Bei seinem Arbeitgeber in Basel stießen diese Ideen auf wenig Gegenliebe, und Kittel konnte sie nicht umsetzen. Da er im Rahmen der Missionsgesellschaft nun einerseits keine Alternativen hatte und es andererseits auch seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprach, entwickelte sich Kittel zu einem in Indien bis heute hochgeschätzten Sprachwissenschaftler.

## 2. Die Quellen – Bericht und Brief des Missionars Ferdinand Kittel aus Indien

### 2.1 Quellentexte

Kittels  
Quartalsberichte

In den beiden folgenden Quellentexten schildert Ferdinand Kittel Intentionen und Art seiner Arbeit. Bei dem ersten handelt es sich um einen so genannten Quartalsbericht. Die Missionare waren verpflichtet, jedes Vierteljahr dem Komitee, dem leitenden Gremium der Gesellschaft in Basel, und seinem Vorsitzenden, dem Inspektor, zu schreiben und einen Einblick in ihre Tätigkeit zu geben. Die Quartalsberichte enthielten außerdem den Stoff für die Zeitschriften, mit denen die Mission nach redaktioneller Bearbeitung der eingesandten Texte für ihre Evangelisationsarbeit warb. Kittel fiel es anscheinend nicht leicht, sich dieser Routine zu

unterwerfen. Seine ersten Berichte fielen kurz und lapidar aus. Joseph Josenhans, der Inspektor der Mission, den wir heute Direktor nennen würden, kritisierte Kittel deshalb und machte gleichzeitig Verbesserungsvorschläge:

"Dürfte ich dir nun einen Rath geben, so wäre es dieser. Theile dein Tagebuch im Auszug mit und arbeite die bedeutenderen Stellen dann nur etwas weiter aus. Schildere eine Stadt, ein Dorf, eine Gegend, ein Fest, eine Arbeit, die darin vorkommen mögen, etwas bestimmter. So wird vielleicht das Berichten leichter. Doch muß noch etwas Anderes beobachtet werden. Das Committee besteht aus älteren Männern, deinen Lehrern, zum Theil dir ferner stehenden Herren. Da mußst du dir bewußt bleiben, daß du nicht anders als ernst und ehrerbietig schreiben darfst, nicht spaßhafte, komische, barocke Gedanken und Formen wählen darfst, sondern in einer natürlichen, edlen, objektiv gehaltenen Sprache deine Nachrichten mittheilen mußst."<sup>3</sup>

Kittels spätere Quartalsbriefe fielen zwar länger aus, aber das, was er schrieb, dürfte den älteren Herren in Basel manchmal doch sehr "barock" vorgekommen sein und bei ihnen erhebliches Stirnrunzeln hervorgerufen haben. Er malte das aus, was ihn bei seinen Inkulturationsüberlegungen beschäftigte, und nahm dabei ganz offensichtlich wenig Rücksicht auf Basler Erwartungshaltungen. So handelten seine Berichte von Lautlängen, Versstrukturen oder Reimformen, Metrik, Prosodie (Silbenbemessungslehre) oder Stilkunde. Manchmal reicherte er sie mit Auszügen aus Gedichten und Liedern an. Das waren jedoch nicht die Themen, die sich das Komitee von seinen Missionaren erhoffte. Kittels Berichte mussten Verwunderung oder gar Irritation auslösen. Es überrascht deshalb nicht, dass er aufgefordert wurde, handfestere Informationen über seine Arbeit zu liefern.<sup>4</sup> Zum Konflikt kam es schließlich mit dem Quartalsbericht vom 18. April 1870, der im Folgenden wiedergegeben ist. Kittel schrieb den Bericht in alter deutscher Handschrift. Dazu verwendete er ein dünnes, durchscheinendes Papier, das dem ähnelt, das heute für Luftpostbriefe verwendet wird. Die offizielle Korrespondenz – also Sitzungsprotokolle, Jahresabrechnungen, Briefe, Quartalsberichte und Ähnliches –, die aus den Missionsgebieten zum Komitee gelangten, wurde dort nach Regionen und Missionsstationen jahrgangsweise geordnet und gebunden. Die Originale der Schreiben, die von Basel nach Übersee gingen, sind nicht erhalten. Kopierbücher geben jedoch Aufschluss über den Inhalt. Der Bestand mit dem Schriftverkehr aus Indien trägt die Signatur C-1, die Kopien der Briefe, die von Basel nach Indien gingen, werden in der Serie C-2 aufbewahrt. Wer die Geschichte von Mission, Missionsstationen, Evangelisationsstrategien und Kulturkontakten erforschen will, wird zudem Personalakten verwenden, die so genannten Brüder- und Schwesternverzeichnisse (BV und SV) sowie die Protokolle der Sitzungen und Beratungen des Komitees (KP), in denen Beschlüsse zu zentralen Fragen der Missionsgebiete ebenso wie zu einzelnen Missionaren gefasst wurden. Im Archiv der Basler Mission, die sich heute *mission 21* nennt, ist das Material zugänglich. In

Die ertse Quelle

<sup>3</sup> Archiv der Basler Mission (BM), C-2, 8, Hubli, S. 5.

<sup>4</sup> BM, C-1, 44A, 1869, Mangalur, Nr. 28; C-2, 5, 2. Teil, S. 186.

seiner Struktur und dem, was es aufbewahrt, ähnelt es dem Archiv der Vereinten Evangelischen Mission in Wuppertal, das in diesem Kurs bereits vorgestellt wurde.

### 2.1.1 Quartalsbericht Ferdinand Kittels vom 18. April 1870<sup>5</sup>

Mangalur den 18. April 1870

#### Einige Notizen über Volksthümlichkeit

Ein Priester Rom's in Indien schrieb einmal: 'Die Hindus müssen durch Ceremonien bekehrt werden'. Wie unrecht dies auch erscheinen mag, er war offenbar aus selbst gemachten Erfahrungen zu dem Resultate gekommen; und so mag denn etwas Wahres daran sein.

Jac. Grimm sagt in seiner Einleitung zur Deutschen Mythologie: 'Das Christentum war nicht volksmäßig. Es kam aus der Fremde, und wollte althergebrachte einheimische Götter verdrängen, die das Land ehrte und liebte. Diese Götter und ihr Dienst hingen zusammen mit Überlieferungen, Verfassung und Gebräuchen des Volkes [...]. Die Heidenbekehrer strengfromm, enthaltsam, das Fleisch tödtend, nicht selten kleinlich, störrisch, und in knechtischer Abhängigkeit von dem entlegenen Rom, mußten das Nationalgefühl<sup>6</sup> vielfach verletzen. Nicht bloß die rohen, blutigen Opfer, auch die sinnliche lebensfrohe Seite des Heidenthums war ihnen ein Greuel [...]. Die Bekehrer verschmähten es nicht, auf die Sinne der Heiden zu wirken durch Alles, was dem christlichen Cultus ein höheres Ansehen gegenüber dem Heidnischen gewähren konnte: durch weißes Gewand der Täuflinge, Vorhänge, Glockengeläute, Kerzenanzünden, Weihrauchbrennen.' Etc.

Grimm's Worte über die Stellung der Missionare zu den deutschen Heiden treffen genau uns indische Missionare, nur daß die Kaste hier die Kluft noch vergrößert. Tausendmal kann man's aus der Hindu Munde hören: 'Eure Art ist eine andre, unsre Art ist eine andre; die eurige ist gut für euch, die unsre für uns.' Man kann sagen, es stellt sich dies auch besonders im Cultus heraus; wir Evangelische wenigstens bieten den Sinnen der Heiden sehr wenig; wir haben keine Processionen, keine eigentliche religiöse Volksfeste, kein Gepränge in den Kirchen, etc. Wir wissen auch, warum wir solche Sachen nicht haben. Aber wir dürften denn doch Pauli Worte 'Allen Alles zu werden', 'Alles als das Unsrige an zu sehen'<sup>7</sup> etwas zu wenig erwogen, zu wenig ausgebeutet haben. Es dürften sich doch noch Ceremonien finden, die wir benutzen könnten beim Wirken auf's Volk – unschuldige volksthümliche, sinnige Weisen<sup>8</sup>.

Ich wiederhole wohl nur anderen Orts schon häufig Gesagtes, wenn ich den Wunsch ausspreche, es sollte einmal indische resp. kanaresische Tonkunst ernstlich in Angriff ge-

<sup>5</sup> BM, C-1, 46, 1870, Mangalur, Nr. 14.

<sup>6</sup> National ist hier und an den anderen Stellen, an denen das Wort in diesem Quartalsbericht auftaucht, weniger politisch als vielmehr kulturell zu verstehen. Es bezeichnet Besonderheiten einer Region und wird im Sinne von "popular" oder "volkstümlich" verwendet.

<sup>7</sup> Kittel bezieht sich auf den ersten Brief des Apostels Paulus an die Korinther, 9, 20-22: "Den Juden bin ich ein Jude geworden, um die Juden zu gewinnen, den Gesetzlosen war ich sozusagen ein Gesetzloser..., um die Gesetzlosen zu gewinnen. Den Schwachen wurde ich ein Schwacher, um die Schwachen zu gewinnen. Allen bin ich alles geworden, um auf jeden Fall einige zu retten."

<sup>8</sup> Damit sind Melodien gemeint.



nommen werden. Man sollte möglichst viele Melodien sammeln und drucken. Man braucht dabei nicht lange herum zu suchen; es existirt ein echt indisches Notenbuch, das von 200 bis 300 Melodien enthält. Der erklärende Text ist ein einfaches Sanskrit, und ließe sich wohl bemeistern. Nach Ablauf dieses Jahres würde ich einem der Tonkünstler unter den l.<sup>9</sup> Brüdern zur Herausgabe desselben gerne behülflich sein. Ferner sollten passende Instrumente angeschafft werden; und da wäre es sehr zu wünschen, wenn l. Freunde in Europa reichliche Geschenke an Geigen, Flöten und Clarinetten geben würden. Die Niederlage der Instrumente sollte in den Anstalten sein, und außer den Zöglingen auch andern artigen Jünglingen der Gebrauch derselben angerathen werden. Wäre kein europäischer Leiter da, so würden sich unter gehöriger Anregung schon begabtere Jünglinge finden lassen. Die Sache müßte eben systematisch betrieben werden. Unsrer gegenwärtig noch sehr geringen Leistungen in der indischen Tonkunst haben auf Götzenfesten doch schon diesem und jenem Heiden die Bemerkung entlockt: 'Das klingt süß'. Das reizt zu Weiterem, besonders da andererseits auch die Bemerkung nicht fehlte: 'Es ist noch lange kein Sankîrtana'.

Das Sankîrtana nun ist eine öffentliche Musikaufführung, welche unter den Hindu gebräuchlich ist. Lassen Sie mich ein paar Beispiele anführen, nach denen das Sankîrtana zur Ausbreitung einer Religion verwendet worden. Das erste ist aus der buddhistischen Zeit, und ereignete sich in Patna am Ganges. Dort war, etwa zur Zeit von Christi Geburt, ein buddhistischer Gelehrter, namens Asvaghôsha. In der Absicht, seine musikalische Befähigung, welche durch seine Bildung entwickelt worden war, zum Besten der neuen Lehre zu benutzen, componierte er ein Musikstück besonderer Art mit trauriger Melodie, und sammelte eine Truppe von Sängern und Sängerinnen. Von diesen umgeben und selbst mit weißem Gewande bekleidet, spielte und sang Asvaghôsha mit seinem Chor sein Lied auf den Märkten Puschpapura's (Patna's) mit Begleitung der Cither, der Laute, des Glöckchens (etwa der Cymbel?) und der Trommel (nemlich): 'Alles in der Welt vergeht wie ein Schemen, und Elend droht den Menschen im irdischen Jammerthal und in den Wohnungen der Geister. Unser Körper ist eitel und trügerisch wie die Rohrpalme; er ist unser geheimer und unversöhnlicher Feind; es ist gefährlich, sich ihm zu nähern und ihm Freund zu werden, wie einem mit Schlangen gefüllten Kasten. So ist Buddha dem Körper abhold.' Durch die Ungewöhnlichkeit der Musik und der Worte angezogen blieben die Leute auf der Gasse stehen, und hörten den Asvaghôsha<sup>10</sup> an. Bald verbreitete sich in der ganzen Stadt das Gerücht von den öffentlichen Musikaufführungen des Asvaghôsha, und einige Râdschaputra's, die durch die Melodie und den Inhalt des Gesanges gerührt wurden, verließen die Welt, und wurden Buddhisten. Wegen der verderblichen Folgen des musikalischen Proselytismus des Asvaghôsha verbot der König ihm seine Concerte und namentlich die von ihm componierte Melodie' (A. Weber's<sup>11</sup> Vajrasûci, p. 260 ffl.). – Das zweite Beispiel spielt auch in Nord Indien, in Bengalen, wo um 1500 nach Christi Geburt ein Prophet Krishna's, Tscheitanya von Nadîya, Sankîrtanas mit großem Erfolge für die Ausbreitung des Krishna-Dienstes verwandte. – Das dritte Beispiel, das ausgesprochener Maßen eine Nachahmung Tscheitanya's ist, ist aus der Jetztzeit, und betrifft die Brâhma's<sup>12</sup>, diese Theisten<sup>13</sup> welche in neuerer Zeit so viel von sich reden und schreiben machen. (Ich bemerke hier beiläufig, daß einige ihrer Missionare auf

<sup>9</sup> l. = lieb, liebe ...

<sup>10</sup> Kittel schrieb den Namen an dieser Stelle ohne "c".

<sup>11</sup> Albrecht Weber (1825–1901) war ein deutscher Indologe, dessen Laufbahn als Professor 1856 an der Berliner Universität begann.

<sup>12</sup> Kittel bezieht sich hier auf die "Brahmo Samaj"-Bewegung, deren Anhänger er "Brâhma's" nannte.

<sup>13</sup> Theisten glauben an einen persönlichen, überweltlichen Gott, der die Welt erschaffen hat, sie erhält und das Geschehen auf ihr lenkt.

dem Wege nach Mangalur sind, und vielleicht mit dem nächsten Dampfer anlangen werden; sie wurden von einem einflußreichen Billava, eigentlich Palmweinzieher aber in diesem Falle Schnapsfabrikat-Pächter, eingeladen.) Sie schreiben im Indian Mirror, ihrem Organe, unter 22 Januar 1870 mit Bezug auf ihr gerade damals abgehaltenes 40stes Jahresfest Folgendes:

'(Nachmittags) ungefähr um 5 Uhr fing die Procession (aus 1000 Seelen bestehend) mit ihrem neuen Hymnus (Sankîrtana) an sich in Bewegung zu setzen, bildete eine ungeheure Linie den anstoßenden Straßen entlang, und schritt, wie gewohnt, mit Fahnen in den Händen und begleitet von der Musik des Mridanga (eine Art von Doppeltrommel deren Ton die Hindu über Alles entzückt; sie sagen, auch ein noch ganz kleines Kind wende seinen Kopf nach der Richtung wo sie geschlagen werde, weil's nemlich so schön klinge) auf dem dazu bestimmten Wege dahin [...]. Der Effect des gemeinschaftlichen Singens machte sich in seiner ganzen Größe und Intensivität fühlbar [...]. So wurde denn an jenem h. Abend der gute Name des barmherzigen Gottes fast Jedermann (in Calcutta) vorgesungen ..... Gesegnet war Chaitanya (Tscheitanya), der große Prophet von Nadîya, welcher dies System der Propagation zuerst erfand und einführte, und (gesegnet seien) seine Anhänger welche es unserer Generation überlieferten' [...].

Ferner schreiben sie ebendasselbst unterm 11 März dieses Jahres: 'Die eingeborenen Christen, welche zur Denomination der Londoner Missionsgesellschaft gehören, haben angefangen, mit Ernst den Brâhma's nach zu ahmen. Am vergangenen Mittwoch feierten sie ihr Jahresfest mit Ansprachen, Gesängen und Sankîrtana in der Bengali Sprache. Das Khole (eine abrupt tönende kleine Trommel) und Kurtal (ein Instrument dessen 4 Saiten auf ein Mal angeschlagen werden, und das drum nicht gerade erhebend tönt), welche manchen Brâhma's als ein Stein des Anstoßes erscheinen, wurden von unsern christlichen Brüdern unter den Eingebornen mit Enthusiasmus verwandt, und thaten guten Dienst. Sie sangen in den Straßen, und trugen eine rothe Fahne. Ein Hymnus in Bengali wurde von der ganzen Menge, von Männern und Frauen, nach einer einheimischen Melodie gesungen. Es ist nun natürlich gut, alle nationalen Formen zu benutzen; möge aber der National-Geist nicht fehlen! Möge sich bei dem Christen aus den Eingebornen etwas von wirklicher Devotion zum Sankîrtana gesellen; denn auf diese Weise allein kann er einen guten Eindruck auf die bürgerliche Gesellschaft machen.'

Ich möchte keinen Comment zu Obigem schreiben, sondern nur bemerken, daß wenn es bei uns je zu eigentlichen Sankîrtanas irgend welcher Art kommen soll, wir außer heimisch gebildeten Musikern auch eben solche Hymnendichter haben müssen. Etliche unserer jungen Christen haben das Dichten versucht, und nicht zu verkennende Anlagen gezeigt; aber man hat einen niedrigen Maßstab an die Form ihrer Producte anzulegen. Sie haben meistens nicht einmal die Grundregeln der kanaresischen Prosodie befolgt. Es sollte speciell kanaresische Dichtkunst einen Theil des Unterrichtes in unsern Anstalten bilden. Alle Originalwerke im Canaresischen, sogar auch die einzige alte Grammatik, welche es darin giebt, sind metrisch abgefaßt. Wer es sich etwas leichter machen wollte, ließ die Alliteration aus, und schrieb in bestimmten Versfüßen. Verse will eben der Hindu.

Es fällt also Literatur und Dichtkunst, so zu sagen, in Indien zusammen. Wer ein guter Literat sein will, muß sich wenigstens auch auf's Verse machen verstehen. Aber doch ist Einer, der die Kunst einen Vers zu machen sich angeeignet hat, noch kein Literat, und wenn er gleich einen großen Schatz europäischer Kenntnisse besäße. Um Literaten überhaupt, und dann wirklich populäre Literaten in unsern Gemeinden heranzubilden, sollte einheimische Literatur mit eingehendem Fleiße gelehrt werden. Ohne sie werden wir den Ansprüchen der echten Nationalität niemals gerecht werden. Dabei muß man auch noch

bedenken, daß unsere jungen Christen keine Wurzel mehr im Volksboden haben; sie sind durch die Umstände entwurzelt. Je eher wir aber Volksliteraten erhalten, desto besser ist es. Wir Europäer bleiben immer Stümper im Producieren populärer Werke; was wir aus unsrer Heimath gebracht haben ist der Stoff, der von gebildeten Eingebornen in die geeigneten Formen gefüllt werden muß. Schon seit Jahren seufze ich vergeblich nach einer Volkszeitung. Es ist meine bescheidene Meinung, daß, bis zum Austritte aus dem Predigerseminar, auch einheimische Literatur eines der Schooßkinder der l. Lehrer und Schüler sein sollte.

Ich möchte noch zum Schluß beifügen, daß es mir, mit Gottes Hülfe, wohl möglich werden wird, im Laufe eines Jahres 2 einheimische Bücher für den Druck fertig zu machen, welche dem Mangel an Lehrbüchern vollständig abhelfen werden (dh. für uns Canaresen). Doch fehlt es auch schon jetzt nicht an der Möglichkeit, den Unterricht in der Volksliteratur zu heben.

F. Kittel

Basel war nicht gewillt, auf die Ideen einzugehen, die Ferdinand Kittel in seinem Quartalsbericht formulierte. Vielmehr wurde er nach und nach kalt gestellt, "missionsunschädlich" gemacht, wie es einmal hieß.<sup>14</sup> Da andererseits Kittels sprachliche Kompetenz unbestritten war, betraute man ihn 1877 offiziell mit der Erarbeitung eines kanaresisch-englischen Lexikons. Diskutiert wurde über dieses Vorhaben seit Anfang der siebziger Jahre, und Kittel hatte damals auch bereits begonnen, Material zu sammeln. Kannada – oder Kanaresisch, wie es in den Quellen oft genannt wurde<sup>15</sup> – zählt zu den wichtigsten Idiomen Südindiens. Heute ist es offizielle Sprache im Bundesstaat Karnataka. Die britische Kolonialverwaltung hatte an einem solchen wissenschaftlich verlässlichen lexikalischen Standardwerk großes Interesse, und sie war deshalb bereit, das Vorhaben mit zu finanzieren. Verschiedene Privatleute sowie der Maharadscha von Mysore stellten gleichfalls Geldmittel zur Verfügung. Dass Kittels Unterhalt eine Zeit lang von anderer Seite mit getragen wurde, mag die Basler Entscheidung erleichtert haben. Kittel nahm seine Aufgabe ernst und ging sie entsprechend gründlich und zeitaufwändig an. Er recherchierte nicht nur in Indien, sondern nutzte auch einen Aufenthalt in Deutschland zwischen 1877 und 1883, um am Lexikon zu arbeiten. Auf die wachsende Ungeduld in Basel reagierte er in dem hier wiedergegebenen Schreiben, das er am 24.3.1886 in Dharwar (heute Dharwad) verfasste, mit verhaltener Ironie, aber auch mit einer detaillierten Beschreibung seiner Arbeit und der Schwierigkeiten, die mit ihr verbunden waren. Bei dieser Quelle handelt es sich um einen an den Inspektor gerichteten Brief, der ebenfalls beidseitig auf "Luftpostpapier" in deutscher Handschrift geschrieben ist.

Kittels  
Sprachforschung

Die zweite Quelle

<sup>14</sup> BM, KP 54, 1883, S. 73.

<sup>15</sup> Um das im Kannada übliche zerebrale "d" wiederzugeben, das mit der zurückgebogenen Zunge am Gaumen gebildet wird, verwendeten die Engländer ihr vom Deutschen lautlich abweichendes "r". Das erklärt die beiden unterschiedlichen Schreibweisen.